Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 62 (2022)

Artikel: 16 Erinnerungen an die Zeit in Meilen
Autor: Spinner, Lukas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1030273

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

16 Erinnerungen an die Zeit in Meilen

Lukas Spinner

32 Jahre war Lukas Spinner reformierter Pfarrer in Meilen. In seiner «Carte Blanche» blickt er in 16 Erinnerungsstücken – er selber schreibt von «Aperçus» – auf diese Zeit zurück.

1 Das Pfarrhus

Als ich mich 1975 um eine Pfarrstelle in Meilen bewarb, verbot ich es mir, im voraus zu schauen, wo das Pfarrhaus stehen und wie es ausschauen würde. Ich wollte, dass mein Interesse für Meilen völlig unabhängig vom Pfarrhaus wäre. Nach der abgeschickten Bewerbung kam es zu einem Treffen mit den amtierenden Pfarrherren im Bau. Im Anschluss an das Treffen fragte mich mein «Vorgänger», ob ich nicht noch einen Blick auf und ins Pfarrhaus werfen wolle. Ich sagte zu.

Und nun hämmerte es doch in meinem Herzen. Ich hatte das Gefühl, es entscheide sich in den nächsten Minuten, ob ich in den kommenden Jahren glücklich sein würde oder nicht. Hatte ich mir mit meiner Unabhängigkeit etwas vorgemacht?

Nun, nachdem wir, von der Kirchgasse herkommend, unter der Bahnunterführung durch waren, lachte mir das Haus von der Burgstrasse her entgegen. Es sah aus wie mein Elternhaus. Und ich wusste sofort: Da bin ich daheim. Und so war es denn auch. 32 Jahre lang.

Ich weiss: Dieses Zusammenschmelzen von Pfarrhaus und Pfarrerleben ist weitgehend verloren gegangen. Man hat dafür andere Freiheiten gewonnen. Diese üppigen Pfarrhäuser setzten ja nicht nur gute Zeichen.

Ich denke: Hauptsache ist, aus dem etwas zu machen, was man vorfindet. Und darum habe ich mich bemüht.

2 Einstimmung

Wie stimmt sich ein Pfarrer auf einen Gottesdienst ein? – Da wird etliches gelesen, viel nachgedacht, über manches gesprochen: man bewegt vieles im Herzen. Aber am Schluss, zumindest bei Hochzeiten und Abdankungen, war es bei mir so: Wohl in der letzten halben Stunde, bevor ich das Pfarrhaus verliess, habe ich mich ans Klavier gesetzt und einfach gespielt. Es war nicht für andere Personen bestimmt, aber ich versuchte, mich in die Stimmung hinein zu spielen, die mich danach in der Kirche erwartete. Ich versuchte, mich wie ein Instrument zu «stimmen», damit ich möglichst im Gleichklang mit meiner Gemeinde war.

Jetzt ist mein Klavier auf einer Insel der Nordsee, meinem zweiten Wohnsitz, wo ich mich bisweilen auf den uns erwartenden ewigen Gottesdienst einzustimmen versuche.

3 Die Kirche mitten im Dorf

Aus dem Studierzimmer meines Pfarrhauses hatte ich einen herrlichen Blick auf den Kirchturm, auf den See und die Berge. Ich bat einen meiner Hausgenossen, während eines Jahres jede Woche vom selben Fensterkreuz aus ein Foto zu machen. So entstanden über 50 Bilder des Kirchturms in ganz verschiedenen Wetter- und Tagesstimmungen. Aus einem Teil der Bilder liess ich dann ein grosses Poster machen. Alle meine Konfirmierten bekamen, wenn sie es denn wollten, ein solches Poster zur Konfirmation.

Da stand mitten im Dorf diese Kirche, der Turm zeigte nach oben, das Zifferblatt erinnerte an die Vergänglichkeit der Zeit. Es war, als hätte Gott einen Platz mitten im Dorf, mitten im Leben. So sah es aus von meinem Fenster. Und so empfand ich es.

Aber eigentlich steht die Kirche überhaupt nicht mitten im Dorf, sondern am Rand, am Seerand. Man musste sie gar mit einem starken Seil umfassen, damit nicht ein Teil sich plötzlich trennen und seewärts abstürzen würde. So klar war die Sache nicht.

Und so klar ist es längst nicht mehr, dass die Kirche mitten im Dorf steht.

4 Überforderung

Mit seinen vielfältigen Arbeitsfeldern ist der Pfarrberuf wohl einer der schönsten, denke ich. Aber je mehr Arbeitsfelder man entdeckt, je grösser die Not ist, die man sieht, desto schwieriger ist es, allem gerecht zu werden. Der Berg an Unerledigtem, Nicht-Angepacktem wird immer grösser, die Pflichten scheinen immer mehr zu wachsen. Und leicht kommt man sich überfordert vor.

Es hat einige Jahre gedauert, bis mir etwas Entscheidendes aufging. Das Mass dessen, was ich zu leisten habe, ist nicht all das, was getan werden sollte. An diesem Mass würde ich zerbrechen. Das Mass ist ein an-

deres: Ich sollte einfach jeden Tag prüfen, ob ich die von mir vorgesehene Arbeitszeit sinnvoll eingesetzt habe. Die Frage ist: Habe ich etwas gemacht aus der mir gewährten Zeit?

Man kann das – etwas anders – auch lateinisch formulieren (wie das eben alte Theologen gern machen): nemo ultra posse obligatur! Niemand ist über sein Können hinaus verpflichtet! Und mein Können ist eben auch durch die mir gegebene Zahl meiner Arbeitsstunden begrenzt.

5 Glaube und Zweifel

Ich weiss: Meist denkt man, Glaube und Zweifel seien ein Gegensatz. Das mag für viele Menschen zutreffen. Ich habe es anders erlebt. Ich bin eher über den Zweifel zur Theologie gekommen als über den Glauben. Ich wollte es genauer wissen. Der Zweifel stellt Fragen, stellt den Glauben auf die Probe, schmiedet den Glauben im Feuer.

Wenn ich mir später überlegte, was ich denn in meinem Unterricht für junge Menschen bezwecke, so wurde mir immer klarer: Nicht der Unglaube ist mein Feind und schon gar nicht der Zweifel, sondern für mich war es die Oberflächlichkeit. Der Zweifel kann helfen, die Oberfläche zu durchbrechen und tiefer zu fragen. Der Zweifel lockert das Erdreich, in dem dann der Glaube wachsen kann.

Wenn andere ihren Anteil im Pfarramt vor allem im Säen sahen, so ging es bei mir wohl eher um das Pflügen.

6 Ökumene

Es hatte sich herumgesprochen: Im Pfarrhaus wohnten mit mir zusammen stets sieben Jugendliche. Wenn jemand auszog, ging es nicht lange und das Zimmer war wieder besetzt. Aber nicht immer war es ein Jugendlicher.

Die Pfarrwohnung meines katholischen Kollegen sollte renoviert werden. Ich traf ihn auf der Strasse. «Wo ziehst du nun hin?» – «Ich weiss es noch nicht!» – «Dann komm zu mir ins Pfarrhaus!», meinte ich zum Scherz. – «Ja natürlich, ich komme!», meinte er – zum Scherz. Wir schauten uns an. Ja warum eigentlich nicht? Es war ja tatsächlich ein Zimmer frei.

Und so begann unsere ganz persönliche Ökumene. Manch einen Abend sassen wir noch bei einem Glas Wein zusammen und erzählten einander, was der Tag gebracht hatte. Es war ein herzliches Verhältnis zwischen den Konfessionen, auch wenn gewiss nicht ein solches, wie böse Zungen zu wissen meinten …

Für meine Hausgenossen war das Schönste aber, dass Pfarrer Hugo seine Pfarrköchin beibehielt. Bertha wohnte nicht im Pfarrhaus, aber sie kam und kochte für meine ganze Gemeinschaft, und noch nie hatten die jungen Leute so gut gegessen. So lernten sie die Ökumene von der schönsten Seite kennen.

7 Subsidiarität

Kein leichtes Wort ist das, aber was es meint, dient der Erleichterung. Es wird bisweilen gebraucht, um das sinnvolle Zusammenwirken von Staat und Bürgerschaft zu beschreiben. Der Staat darf (nur) und sollte (dann auch) dort unterstützend und regelnd eingreifen, wo die Bürger und Bürgerinnen allein überfordert sind. So hilft der Staat, er verhält sich «subsidiär».

Mir scheint, so könnte man auch das Verhältnis der Kirche zum Staat beschreiben. So jedenfalls habe ich mich verstanden, als ich mich als Pfarrer einsetzte für die Gründung des Vereins für Jugendfragen und für die Schaffung der Beratungsstelle «Samowar». Es war zu Beginn der aufkeimenden Drogenkrise, wo mir schien, die bestehenden staatlichen Strukturen bräuchten eine Ergänzung, eine für Jugendliche zugeschnittene Beratungsstelle. Es sollte keine kirchliche Sache sein, sondern eine hauptsächlich von den politischen Gemeinden finanzierte. Aber die Kirche half tatkräftig mit, alles in Gang zu setzen.

Mich freut es, dass es den Samowar immer noch gibt und dass das Vertrauen zu ihm so gross war und ist, dass er auch die nun vom Staat vorgesehene Drogenpräventionsstelle übernehmen durfte. Die Kirche hatte anteilig ihr Werk getan und durfte sich zurückziehen.

8 Hoher Besuch

Es stand nicht in der Zeitung, und auch der Meilener Anzeiger hatte nicht Notiz davon genommen. Aber einmal sass unter den Besuchern des Gottesdienstes in unserer Kirche tatsächlich der deutsche Bundespräsident. Ob er von Sicherheitsleuten begleitet war, konnte ich nicht feststellen. Die hätten sich wohl oder übel eine Predigt anhören müssen.

Nun, Gott urteilt nicht nach Menschenmass. Es gibt in unserem Land auch keine Logenplätze für hohen Besuch. Denn unser höchster Herr kam nicht im Mercedes, sondern auf einem Esel. Es tut gut, wenn das ein Bundespräsident weiss, und es tut gut, wenn das eine ganze Gemeinde weiss.

Aber ich will doch erklären, wie es dazu kam. Im Mariafeld, bei Willes in Feldmeilen, gab es eine Familienfeier. Und Willes sind mit Weizsäckers verschwägert. Der Hausherr aber deklarierte den Kirchenbesuch zu einem Teil der Feier. Also doch ein bisschen Kirchenherr!

9 Kinder und Gräber

Wir planten einmal ein Kinderfest auf der Wiese neben der Kirche. Bedenken tauchten auf: Das sei doch ein Friedhof gewesen in früheren Zeiten. Es sei wenig respektvoll, wenn nun die Kinder über den Gräbern ihrer Ahnen tanzen würden. Jedenfalls könnten das ältere Leute so empfinden.

Mich erinnert das an die Bedenken mancher Leute, Kinder zu einer Grabliturgie

auf den Friedhof mitzunehmen. Doch mehr als einmal hatte ich den Eindruck, die Unbeschwertheit eines Kindes sei der grössere Trost für die Trauernden gewesen als die sorgsam gewählten Worte des Pfarrers.

Ich hätte nichts dagegen, wenn über meinem Grab einmal getanzt würde …

10 Der Ernstfall

Als ich nach Meilen kam, hatte ich alle meine WKs als Soldat und Gefreiter absolviert. Wie weiter? Sollte ich Feldprediger werden, wie das damals hiess? Etwas naiv stimmte ich zu, nicht ahnend, wie viele Dienstwochen nun noch auf mich warteten. Ich tat es, weil ich gerne wissen wollte, was sich da in den Köpfen der höheren Offiziere eigentlich abspielte. So lernte ich viele Menschen kennen, kluge, besonnene und auch andere.

Die Arbeit mit den Truppen machte mir ausgesprochen Freude. Es war ein Kontakt mit Menschen, die ich in der Kirche weniger sah. – Am Schluss bildete ich selbst Feldprediger aus.

Es machte mir keine Mühe, mich für unsere Armee einzusetzen. Aber etwas war mir wichtig: Der Ernstfall war für mich nicht der Kriegsfall. Träte dieser ein, hätten wir schon das Eigentliche nicht erreicht: die Verhinderung eines Krieges.

Ich bin skeptischer geworden, was die Möglichkeiten eines kleinen Landes betrifft. Ich bin unsicherer geworden, wo unsere Mittel am besten eingesetzt werden. Und mein Erschrecken darüber, wie viele Leben junger Menschen ein Krieg zerstört, ist nicht kleiner geworden.

Aber an der Überzeugung, dass Offiziere und Soldaten von Seelsorgern begleitet werden sollten, hat sich nichts geändert.

11 Die Pflänzchen

Als ich nach den Frühlingsferien heim ins Pfarrhaus kam, lachten mir von den Fenstersimsen im Untergeschoss einige Blumentöpfe entgegen. Ich war gerührt, dass da ein Hausgenosse oder wohl eher eine Hausgenossin plötzlich ihre Liebe zu Blumen entdeckt hatte. Die Pflänzchen streckten schon ihre Köpfchen aus der Erde, und die zweiten Blätter entfalteten sich.

Es war doch ein männlicher Hausgenosse. Er hatte meine botanischen Kenntnisse unterschätzt. Die Blätter waren zierlich geformt: Es war Hanf, lateinisch Cannabis, und wohl weniger zur Herstellung von Seilen gedacht. Nun, für diese Pflänzchen wollte ich das pfarrherrliche Grundstück partout nicht hergeben …

12 Megatrend

Im Dezember 2021 meldete sich ein Professor der Universität Lausanne in der NZZ zu Wort. Er gilt als soziologischer Fachmann für Religionszugehörigkeit in der Schweiz. Was er sagte, war ernüchternd: Von Generation zu Generation verschwinde ein religiöses oder gar kirch-

liches Zugehörigkeitsgefühl immer mehr. Das passiere jenseits aller Wirkungsmöglichkeiten einzelner Gemeinden. Es sei da ein «Megatrend» am Werk. Es sei nicht so, dass die Kirchen viele Fehler machten oder schlechte Arbeit leisteten; gegen einen Megatrend könne man schlicht nicht aufkommen. – Das ist ernüchternd, in der Tat; es ist vielleicht auch entlastend.

Jörg Stolz heisst dieser Professor. Was nicht in der NZZ stand: Er hat als Student in meinem Pfarrhaus in Meilen gewohnt und war Teil meiner Wohngemeinschaft junger Menschen. Ein sympathischer, kluger Mensch mit einer guten Portion Humor.

13

Meilen wird Bethlehem

In der Adventszeit war die Sonntagschul-Weihnacht ein ganz besonderes Ereignis. Ein einziges Mal machten wir ganz Meilen zu Bethlehem.

Vom Feld her kamen die Kinder als Hirten über den Chorherrenweg: Richtige Schafe zogen mit ihnen. Da trat ihnen ein Engel entgegen mit einem Engelschor und verkündete die Geburt des Heilands, den sie in der Kirche finden würden.

Im Hof des alten Sekundarschulhauses sah man drei stolze Reiter auf richtigen Pferden, die drei Könige, die ihrem Stern folgten und zur Kirche ritten.

Und vom Bahnhof her kamen mit einem richtigen Esel die erschöpfte Maria mit Josef. Im Blumental – so wollte es die Rolle – wurden sie abgewiesen, und schliesslich fanden sie die Krippe in der Kirche. Dort aber erzählten die Gruppen von dem, was sie erlebt hatten. Und alles gestaltete sich zu einem schönen Krippenbild.

Handys gab es noch nicht in jenen Jahren, und doch trafen sich alle zur rechten Zeit. Die Leute auf den Strassen mochten sich gewundert haben, so wie damals in Bethlehem …

14

Das Gesamtkunstwerk

Erinnern Sie sich noch an die Zeiten, als der Pfarrer den Musikern dankte für die «schöne Umrahmung» des Gottesdienstes? – Nichts gegen die sorgfältigen und ideenreichen Rahmen-Hersteller. Aber in solchem Dank steckt ein tiefes Missverständnis.

Meilen war – und ist, soviel ich höre — ein Ort, wo einem ein ganz anderes Verständnis aufgehen kann. Da habe ich viel gelernt, und das gehörte zu meinen beglückendsten Erfahrungen. Was mit Peter Marx und Heinz Wehrle begann, mit Beat Schäfer zu einem fulminanten Höhepunkt kam und stetig weiterging, ist ein Zusammenwirken ganz besonderer Art.

Wer auch immer das Kantorenamt innehatte, wer auch immer am Orgeltisch sass, ich hatte grossen Respekt und ebenso grosse Freude an der gemeinsamen Arbeit. Wie soll ich es sagen? Zusammen wollten wir «Gott erleben lassen». Zusam-

men wollten wir über Augen und Ohren Herz und Kopf in Bewegung bringen. Es war Arbeit, es war ein Werk. Und es entstand ein Zusammenspiel. Da gehörten auch die Blumen dazu und die ganze Gemeinde.

Etwas Schönes, Ergreifendes konnte so entstehen, eben: ein «Gesamtkunstwerk» – den Menschen zuliebe und Gott zu Ehren.

15

Kollegialität

Ist es einfach Glück, wenn Kollegen gut miteinander auskommen? Ich weiss nicht, ob man das wirklich «machen» kann. Ich habe es immer als einen grossen Segen empfunden, dass wir miteinander in Frieden lebten.

Gewiss, eine Voraussetzung war, dass jeder und jede von den anderen wusste, dass sie nicht faul waren, dass sie Mühe und Arbeit nicht scheuten. Dazu kam auch, dass ein Gespür dafür gepflegt wurde, dass allen ein spezielles Gebiet zugebilligt wurde, in dem sie schöpferisch und auch erfolgreich tätig sein konnten.

Ein Gradmesser der Kollegialität war zweifellos, ob man sich freute, wenn dem Kollegen etwas gelang. Eifersucht ist stets ein Warnzeichen.

Aber letztlich ist es eine Gnade, ein Segen, der dem Pfarrteam zuerst, dann aber auch der ganzen Gemeinde zugutekommt.

16

Dankitis

Es ist nicht schön, wenn man getreu seine Arbeit tut und keiner dankt es einem. So habe ich meine Vikare stets angehalten, nach einem Gottesdienst dem Sigristen und der Organistin persönlich zu danken. Da sollte einem der Weg auf die Empore nicht zu weit sein.

Inzwischen hat das Danken Schule gemacht. Und es gehört schon zum Ablauf eines rechten Gottesdienstes (und eigentlich einer jeden öffentlichen Veranstaltung), dass allen gedankt wird, die mitgewirkt haben.

Und jetzt fällt mir auf, wie schnell das Danken zu einer Pflichtübung werden kann. Es will mir nicht recht gefallen und ist zu einer ansteckenden Krankheit geworden; «Dankitis» würde ich sie nennen.

Ja, es stimmt: Viele haben ihre Arbeit geleistet und beigetragen zum Gelingen. Aber sie tun es nicht des Dankes wegen. Dank ist keine Bezahlung. Alle freuen sich, wenn es gelingt. Pflichtgemäss absolvierter Dank geht nicht zu Herzen, immer wiederholter Dank nützt sich ab.

Wie nun? Ich weiss es nicht.

Aber haben Sie Dank, wenn Sie meine Aperçus mit Wohlwollen gelesen haben. – Gott behüte Sie!